

2

Mit einem lauten Quietschen kam der Zug zum Stehen. Paul, der schon beim Anblick der ersten großen Häuser Berlins seinen Seesack aus der Gepäckablage gezogen hatte, sprang als Erster aus der Tür auf den überfüllten Bahnsteig. Das hier war so etwas anderes als der kleine Eifeler Provinzbahnhof in Bitburg. Das hier war das pulsierende Leben. Er ging ein paar Schritte, dann blieb er stehen. Mitten in der Menschenmenge auf dem Bahnsteig. Er schloss die Augen und sog die trockene, leicht stickige Luft ein. Das Getöse der Züge und Menschen vermischte sich zu einer lärmenden Decke, die ihn von allen Seiten umhüllte. Er öffnete die Augen wieder. Noch nie hatte er sich so lebendig gefühlt wie hier.

»Se sind hier wohl festjefroren, dabei isset jar nich kalt, wa?«, herrschte ihn ein älterer Mann an.

Paul grinste und tippte sich mit zwei Fingern zum Gruß an die Stirn, bevor er den Seesack über die Schulter warf und durch die Menge bis zur Haupthalle ging. Dort blieb er noch einmal stehen und legte den Kopf in den Nacken. Wie groß alles hier war. Durch sieben schlanke, deckenhohe Fenster fiel das Sonnenlicht in das quadratische Gebäude des Berliner Ostbahnhofs. Aber außer Paul schien niemand die Schönheit dieser baulichen Klarheit wertzuschätzen. Die Menschen um ihn herum eilten durch die Halle zu den Bahnsteigen, ohne auch nur den Blick zu heben. Sie wirkten auf ihn wie Ameisen. Kleine Ameisen, die den ganzen Tag nur eines taten: arbeiten, arbeiten, arbeiten. Wieder musste Paul lächeln. Er würde keine Ameise werden. Auf dem Bauernhof seiner Eltern hatte er in seinem Leben schon so viel gearbeitet, nein, geschuftet, jetzt würde er erst mal das Leben genießen. Er war jung, und er hatte im Gegensatz zu seinem großen Bruder Hannes keine Verpflichtungen.

Paul packte den Seesack auf die andere Schulter und ging zum Bahnhofsvorsteher am Ausgang.

»Entschuldigen Sie bitte?«, fragte er. »Können Sie mir sagen, wo ich die Spree finden kann?«

»Der Nase nach, junger Mann, geradeaus.« Der Bahnhofsvorsteher streckte die Hand aus. Paul dankte ihm und machte sich in die gewiesene Richtung auf den Weg. Wenn er erst an dem Fluss war, wusste er, wohin er zu gehen hatte: *Immer an der Spree entlang, einmal über die Brücke und quer durch den Treptower Park, dann bist du da.* So hatte es Uwe ihm geschrieben. Paul freute sich, seinen Freund nach so vielen Jahren endlich wiederzusehen. Ob er wohl immer noch solche Segelohren hatte wie damals als Kind? Über zehn Jahre hatten sie sich nicht mehr gesehen. Dafür hatten sie sich umso mehr Briefe und Karten geschrieben. Als Uwe ihn in seinem letzten Brief gefragt hatte, ob er nach Berlin kommen wolle, hatte Paul nicht lange überlegt. Seinem Vater hatte es zwar überhaupt nicht gefallen, dass er eine Arbeitskraft weniger auf dem

Hof haben würde, aber seine Mutter hatte ihn überstimmt. Paul wusste nicht genau, wie sie das angestellt hatte, aber es hatte vermutlich damit zu tun, dass Uwe fast sechs Jahre bei ihnen auf dem Hof gelebt hatte. Damals im Krieg, als die große Kinderlandverschickung begann. Uwes Mutter hatte ihren Jungen in Sicherheit wissen wollen, fernab vom großen Berlin, das regelmäßig von Bombenangriffen überzogen wurde. Aber ihn tatsächlich mit der Kinderlandverschickung zu Fremden zu schicken, hatte sie nicht übers Herz gebracht. Wie gut, dass es ihre Freundin Grete – Pauls Mutter – in die Eifel verschlagen hatte. Eigentlich war es nur für kurze Zeit gedacht gewesen, aber letztlich war Uwe bis nach Kriegsende auf dem Hof geblieben. In diesen Jahren hatten die beiden Jungen ein Zimmer geteilt, und Uwe war für Paul mehr ein Bruder geworden, als es Hannes je war. Gemeinsam hatten sie alle Bücher von Karl May gelesen und sich wie Winnetou und Old Shatterhand Blutsbrüderschaft geschworen. Paul grinste. Was hatten die Eltern mit ihnen geschimpft, als sie deswegen über eine Woche nicht mehr richtig auf dem Hof hatten mitanpacken können. Paul sah in seine rechte Handfläche, wo eine kleine helle Linie von diesem Ereignis zeugte, dann beschleunigte er seine Schritte. Endlich hatte er die Spree erreicht. Er blieb stehen.

Immer an der Spree entlang, einmal über die Brücke und quer durch den Treptower Park, dann bist du da, sagte er sich im Stillen noch einmal vor, bevor er beschwingten Schrittes weiterging.

*

Edith eilte durch die Straßen. Der Weg von der Beethovenallee zu ihrem Zuhause in der Dürenstraße war zwar nicht weit, aber sie war nun wirklich spät dran. Bestimmt würde sie sich gleich eine ordentliche Standpauke von der Mutter anhören müssen. Sie hatte gar nicht so lange bei Rita bleiben wollen, aber das Kleid, das die Freundin aus dem sonnengelben Pikee geschneidert hatte, war einfach so wunderbar gewesen. Das Oberteil war mit Wiener Nähten abgesetzt, die in einem Bogen rechts und links über die Brust führten und die Taille betonten, daran schloss sich ein Glockenrock an, der gerade eben so die Knie bedeckte. Durch den Pikee-Stoff stand der Rock etwas ab und gab dem Kleid eine A-Linie, die die Taille noch mehr betonte und die Trägerin zierlicher wirken ließ. Natürlich hatte Edith Rita gefragt, ob sie es einmal anprobieren dürfe. Wie himmlisch hatte sie sich in dem Kleid gefühlt! Ganz wie eine feine Dame von Welt. Zwar hatte sie sich nicht gänzlich sehen können, da Rita nur einen kleinen Handspiegel besaß, aber was sie darin erblickt hatte, hatte ihr Herz hüpfen lassen.

Jetzt hüpfte ihr Herz nicht mehr. Es war schwer bei dem Gedanken, dass sie sich nie etwas so Wunderschönes würde nähen können. Es fing schon damit an, dass sie gar nicht richtig nähen konnte – und das, obwohl sie Tag für Tag in der Herrenschniderei aushalf. Der Vater ließ sie nicht an die Nähmaschine. Das war ihrem Zwillingbruder Joachim vorbehalten. Dem Stolz der Eltern. Gerade hatte er mit Bravour seine Lehre abgeschlossen und war jetzt Geselle.

Edith blieb stehen und wartete zwei Autos ab, bevor sie die Rheinallee überquerte und in den Königsplatz einbog. Wieder musste sie an den Pikee-Stoff denken. Rita hatte

ihn geschenkt bekommen, wegen der Webfehler. Wegen Kleinigkeiten. Geschenkt! Und es war für sie überhaupt nichts Besonderes, weil das eben oft so vorkam.

Endlich war Edith zu Hause angekommen. Auch ihre Familie wohnte in einer Villa, wenn diese auch lange nicht so groß war wie die der Witwe Becker. Die Gräfs hatten das weiße Gebäude mit den beiden Säulen neben der Tür der Familie der Mutter zu verdanken. Einer Tuchmacherdynastie aus den Niederlanden, die sich schon vor mehreren Jahrzehnten hier in Bad Godesberg niedergelassen hatten. Vom ehemaligen Prunk und Reichtum war nur noch das Haus geblieben. Edith sprang die Stufen zur Haustür hinauf und verschnaufte kurz, während sie sich innerlich auf eine Schimpftirade gefasst machte. Ihr Atem hatte sich noch nicht völlig beruhigt, da öffnete sich die Tür der Villa, und der Vater stand vor ihr. So, wie er sie anstrahlte, würde es wohl keine Schimpfe geben.

»Edith, endlich, da bist du ja, mein Kind«, rief er freudig aus. »Komm rein und sieh dir an, was ich mitgebracht habe.« Ehe sie sich versah, hatte der Vater sie am Oberarm gefasst und durch den Flur ins Wohnzimmer geschoben. Edith traute ihren Augen kaum, als sie sah, was den Vater in eine solche Freude versetzt hatte: Auf dem Boden zwischen dem Biedermeierschrank und der Kommode stand ein Fernseher, daneben lagen vier Holzstangen.

»Ein Blaupunkt Sevilla. Mit Beinen zum Anschrauben«, sagte der Vater stolz und kniete sich neben den Fernseher auf den Boden.

Edith ließ sich in den kleinen Sessel fallen. Ein Fernseher. Ein eigener Fernseher! Keiner ihrer Freunde hatte einen eigenen Fernseher zu Hause. Aus der Küche kam die Mutter herüber. Über das Hemdblusenkleid hatte sie eine Schürze gebunden, das kurze Haar war akkurat in Wellen gelegt. In den Händen hielt sie ein Küchenhandtuch.

»Aber, Richard«, sagte sie beim Anblick des Vaters, der gerade ein Holzbein nach dem anderen anschraubte, »was das gekostet haben muss! Ich weiß nicht, ob wir so etwas Modernes überhaupt brauchen.«

»Doch, meine liebe Helene, das brauchen wir, und das gönnen wir uns. Die Geschäfte in der Schneiderei laufen so gut wie nie, da können wir uns auch endlich einen Fernseher leisten. Dann kann ich mit meinen Kunden noch mehr Konversation betreiben. Die haben schließlich alle einen Fernseher.«

»Das kann ich mir gut vorstellen. Wer das Geld für einen maßgeschneiderten Anzug hat, hat auch das Geld für einen Fernseher.«

»Ebendarum, liebste Gattin, ebendarum«, sagte der Vater, ohne aufzusehen.

Die Mutter ging kopfschüttelnd in die Küche zurück. »Edith«, sagte sie noch, »du kannst bitte schon einmal den Abendbrottisch decken.«

»Nein!«, rief der Vater. Immer noch auf dem Boden kniend sah er sich zu Edith um. »Edith wird rasch in die Schneiderei laufen und Joachim holen. Der neue Fernseher muss doch eingeweiht werden, und das geht nur, wenn alle dabei sind.«

3

In der Schneiderei Graf nahm Joachim den Fuß vom Pedal und kniff die Augen zusammen. Mit den Handballen rieb er fest darüber und zwinkerte ein paarmal. Normalerweise half ihm das, wenn seine Augen müde wurden. Heute nicht, dabei war er noch nicht mit der Arbeit fertig. Er seufzte und stand von der Nähmaschine auf, vor der er die letzten Stunden damit zugebracht hatte, das weiße Oberhemd für Herrn Konsul Schäfer zu nähen. Er war fast damit fertig, nur die Knopflöcher und der Saum fehlten noch. Wobei Ersteres mit der Maschine, Letzteres von Hand genäht wurde. In der Hoffnung, dass so nicht nur Leben in seine Gliedmaßen, sondern auch in die müden Augen kommen würde, ging Joachim ein paar Schritte im Raum auf und ab. Vorbei an den Regalen, in denen große Stoffballen für Anzüge und Hemden lagerten, vorbei an den Schränken mit Knöpfen, Garnen, Nadeln und Vliesen. Es half nichts. Er fluchte leise. An diesem Sommerabend war es noch recht hell, aber vielleicht würde etwas zusätzliches Licht helfen? Er schaltete die Deckenbeleuchtung ein, wohl wissend, dass dem Vater das nicht gefallen würde.

Du kannst nicht das Geld mit beiden Händen zum Fenster rauswerfen, pflegte er in einem solchen Fall zu sagen. Aber heute Abend war der Vater nicht im Geschäft, er hatte die Herrensneiderei Graf bereits vor mehreren Stunden verlassen, um einem Kunden einen Anzug höchstpersönlich vorbeizubringen. Bestimmt saß er jetzt mit einem Glas Whiskey in dessen Arbeitszimmer und lachte über derbe Witze. Joachim seufzte erneut und setzte sich wieder an die Nähmaschine. Wie er es von seinem Vater gelernt hatte, prüfte er gewissenhaft die Position aller Knopflöcher und machte sich ans Werk.

Er war gerade dabei, die ordentlich genähten Knopflöcher aufzutrennen, damit später auch ein Knopf hindurchpassen würde, als es an der Hintertür klopfte.

*

Edith war völlig außer Atem, als Joachim ihr die Tür öffnete. Er sah müde aus, wie so oft in den letzten Tagen, seit er die Lehre abgeschlossen und als Geselle angefangen hatte. Edith wusste, dass der Vater unerbittlich mit ihm war. Es reichte eine Naht, die dem Vater nicht ordentlich genug war, dann musste Joachim das ganze Kleidungsstück neu nähen.

»Edith«, sagte Joachim und gähnte. »Warum bist du hier?«

»Ich soll dich abholen.«

»Abholen?«, fragte Joachim. »Aber ich kann nicht mitkommen, das Oberhemd für Konsul Schäfer ist noch nicht fertig.«

»Vater sagt, das spielt heute keine Rolle. Ich soll dich mitbringen, egal, ob du noch zu tun hast oder nicht. Also schalte die Maschine aus und die Lichter und komm endlich.«

»Sprichst du von unserem Vater?«, fragte Joachim und runzelte die Stirn.

»Ja, das tue ich«, erwiderte Edith und ging an ihrem Bruder vorbei ins Nähzimmer. Weil Joachim ungläubig in der Tür stehen geblieben war, machte sie sich daran, seinen Arbeitsplatz aufzuräumen. Sie legte die Stoffscheren in Reih und Glied auf den großen Zuschneidetisch und begann, die Reste von Garn und Stoff vom Boden aufzukehren. Joachim sah ihr stumm zu. Eine Strähne seines Haars hing ihm lose in die Stirn. Wie so oft musste Edith darüber nachdenken, was für ungleiche Zwillinge sie doch waren. Joachim war groß gewachsen, wo sie zierlich war, und er hatte helles, fast schon blondes Haar, wie Mutter und Vater, während Ediths Haare haselnussfarben waren. Sie schob die Reste auf die Kehrschaufel und entleerte sie in den Abfalleimer. Endlich erwachte Joachim aus seiner Starre. Er ging zum Tisch und schaltete die Pfaff-Nähmaschine aus, dann stülpte er sorgsam eine Staubhaube darüber. Edith stellte Besen und Schaufel an ihren Platz zurück. Die Geschwister ließen einen prüfenden Blick durch das Nähzimmer schweifen. Es war alles aufgeräumt, bis auf das noch nicht fertiggestellte Oberhemd, das nun neben der Maschine auf dem Tisch lag und in der umgebenden Ordnung wie ein Fremdkörper wirkte.

»Aber du hast schon recht«, knüpfte Edith an ihr Gespräch an, »Vater ist heute gar nicht er selbst. So überschwänglich vor Freude habe ich ihn noch nie erlebt.«

»Was ist es denn nur, das ihn so erfreut?«

»Das musst du schon selbst sehen.« Edith lächelte ihren Bruder an. »Du würdest es mir sowieso nicht glauben.«

Nur im Nachthemd und barfuß huschte Edith vom Bad die Treppe hinauf in ihr Schlafzimmer. Vor dem Bett blieb sie stehen und rieb den einen Fuß von hinten gegen die andere Wade. Genauso wie Lieselotte Pulver in der Anfangsszene des Films *Die Zürcher Verlobung*. Seit Edith diesen Film im Godesberger Stadttheater gesehen hatte, träumte sie von so einer Liebe. Aber ohne die vielen Irrungen und Wirrungen, die es in dem Film gab. Einfach nur dieses ganz große Gefühl. Sie schlug das Plumeau zurück und kuschelte sich darunter. Sie stellte sich die Liebe ganz und gar großartig vor. Ein bisschen so, als würde der Blitz einen treffen, nur viel schöner. Jeden Tag wartete sie darauf, dass sie sich verlieben würde, aber bisher war das noch nicht passiert.

Vielleicht ja morgen, dachte sie und schob ihren Kopf in das Daunenkissen. Sie schloss die Augen und dachte über den vergangenen Tag nach.

Unbeschreiblich, was Joachim für ein Gesicht gemacht hatte, als er im Graf'schen Wohnzimmer den Fernseher vorgefunden hatte; und den stolzen Vater daneben. Rechtzeitig zu den Nachrichten waren sie eingetroffen. An sich interessierte Edith sich weder für Sport noch für die Ereignisse im Land, in der Politik oder für das allgemeine Weltgeschehen, dennoch hatte sie den Blick nicht ein einziges Mal von dem eckigen Kasten abwenden können.